

# Ein Feldpostbrief

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pionier : Zeitschrift für die Übermittlungstruppen**

Band (Jahr): **19 (1946)**

Heft [2]

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-561381>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

haupt vorwärts zu kommen. Ueber mächtige Felsblöcke und hohe Wasserfälle klettern wir. Von Zeit zu Zeit setzt sich der Neuschnee und sackt unter unsern Füßen mit dumpfem Ton zusammen. Manchmal bricht hart neben uns eine Schneebrücke zusammen und versinkt im mehr oder weniger tiefen Wasser des Baches. Bei jeder neuen Biegung des Tales hoffen wir, etwas zu sehen. Aber immer ist es der selbe trostlose Anblick: Wald, Felsen und Schnee. Immer langsamer kommen wir vorwärts, doch wir müssen weiter. Bald muss die Dunkelheit hereinbrechen. Aber schliesslich muss doch das Tal irgendwohin führen.

Und wirklich, wie wir wieder um eine Biegung kommen, erblicken wir weit vorn einen grossen Klotz, der sich beim Näherkommen als eine grosse Bachverbauung erweist. Endlich ein Zeichen menschlichen Daseins! Mit neuer Kraft ziehen wir aus und haben bald die Sperre erreicht. Durch die Bäume schimmern die Lichter einer Ortschaft. In einer Viertelstunde sind wir unten im Dorf.

Bald sitzen wir hinter dampfenden Tellern und vermögen kaum zu fassen, dass wir eben noch in einer so verlassenem, eintönigen Gegend umherirrten und beinahe verzweifeln wollten.

Eines aber können wir nicht begreifen: Nachdem wir doch den Grat traversierten und jenseits hinabstiegen ins andere Tal, sind wir wieder am Ausgangspunkt angelangt, statt auf der andern Seite des Gebirgszuges. Das will uns nicht in den Kopf und führt uns deutlich vor Augen, wie sehr man sich im Nebel täuschen und gründlich verlaufen kann.

Bald bringt uns der Zug zurück ins Quartier. Auf dem Rapport, den der Kommandant am nächsten Tage erhält, steht in kurzen, knappen Worten:

«Leitung bis Stange 651 kontrolliert und repariert. Stangen 547, 548 und 549 von Lawine umgelegt. Telephon in Baracke 5311 defekt. Bei Stange 651 musste die Patrouille infolge Schneesturm und Nebel abgebrochen werden. Besondere Vorkommnisse: keine.»

## Ein Feldpostbrief

Von «Pic»

Im Felde, 17. 11. 1944, «Auf Funkwache».

Liebe Eltern,

Heute abend habe ich endlich genügend Zeit, um Euch einen Brief zu schreiben.

Wir sind für einige Tage aus unserem früheren Standort disloziert und befinden uns in unmittelbarer Frontnähe. Diesen Abend habe ich Funkwache, d. h. einige freie Minuten, um Briefe zu erwidern.

Soeben habe ich einen Kontrollruf beendet und warte nun auf den nächsten. Wir haben unsere Station sehr günstig plaziert; unser Standort ist in einem schön gebauten Jura-Chalet, bei netten Leuten. Dank dem freundlichen Anerbieten des Hausherrn können wir auch im Hause schlafen. Wir sind ihm sehr dankbar dafür.

Vom nahen Fenster kann ich die vom Mondschein überflutete Landschaft überblicken. Ein eisig kalter Wind fegt leise pfeifend über die schneebedeckten Juraflächen. Ueber die nahe Kuppe in die Weite blickend, sieht man von ferne die Mündungsfeuer der alliierten Artillerie. Nach einiger Zeit hört man, als Zeichen der Krieges, durch den Wind zu uns hinübergetragen, die Abschüsse und von ferne die Einschläge. Wenige Kilometer weiter ist keine so friedliche Ruhe mehr wie bei uns. Ihr müsst verstehen, wir sind knapp 2 km von der Grenze entfernt. Auf der andern Seite werden Vorbereitungen getroffen, vermutlich werden bald starke Kämpfe entbrennen, die um Sieg oder Niederlage entscheiden werden. Immer von neuem blitzt es auf; die Abschüsse werden verdoppelt, verdreifacht. Da werden schwerwiegende Entwicklungen vorbereitet, die Artillerie legt hier ein gewaltiges Sperrfeuer auf die Gegner. Ist es vielleicht für den erwarteten Durchbruch zum Rhein?

Stolz erfüllt mich, dass ich in den Tagen der erhöhten Gefahr das Vaterland beschütze. Und sollte es Zwischenfälle geben, liebe Eltern, Ihr könnt auf uns Soldaten zählen; wir sind treu auf dem Posten und bewachen das uns anvertraute Gut, unsere Heimat, sorgsam.

In diesen Minuten denke ich auch an die Tage der Generalmobilmachung 1939 und 1940 zurück. Damals habe ich

noch mit Wehmut den Soldaten nachgeschaut, die sich in den Stunden der grossen Gefahr in den Dienst des Vaterlandes stellten und an die Grenzen eilten. Jetzt erst begreife ich die Soldaten der Grenzbesetzung 1914—18, die, wenn sie einmal erzählen, mit glühenden Worten von den Grenzbesetzungsdiensten berichten. Ich erlebe es nun selbst jeden Tag, zuerst in der R. S. und nun im Aktivdienst immer wieder. Diese Tage sind Marksteine des Lebens, Erinnerungen, die nicht vergessen werden.

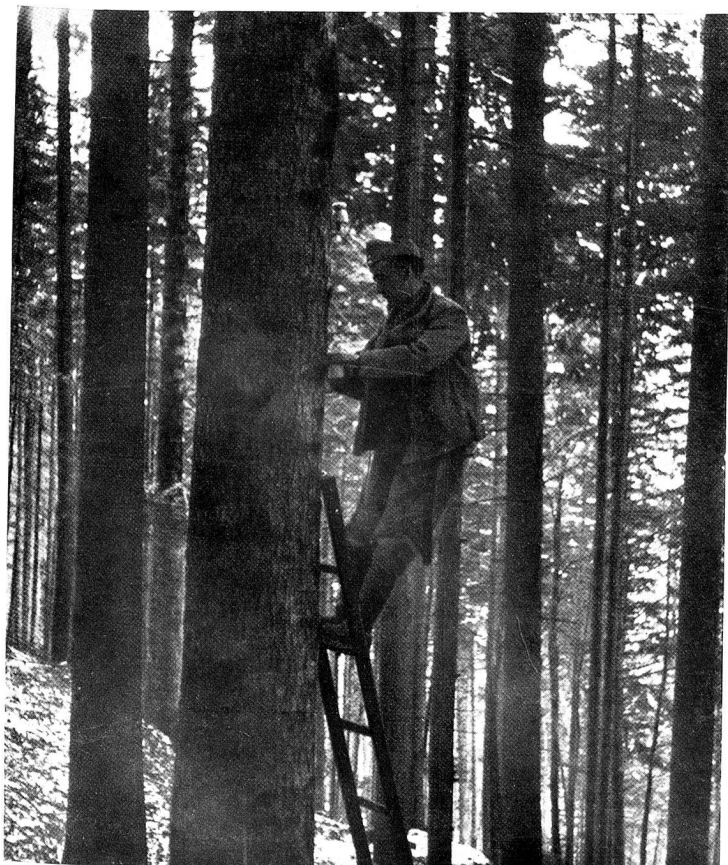
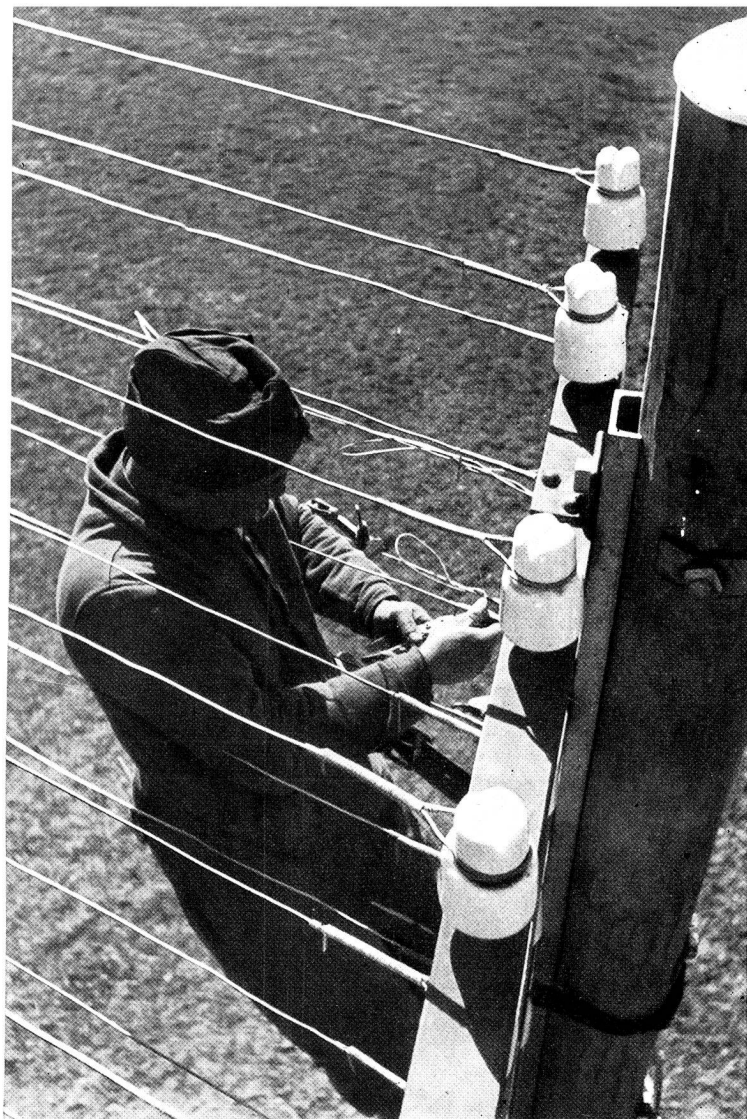
Wieviele Soldaten werden an den Fronten um ihr Leben kämpfen, für ihre Sache und ihr Vaterland siegen oder sterben. Gott möge sie beschützen. Sie haben alle noch ein arbeitsreiches Leben vor sich und ihr Vaterland bedarf ihrer dringend.

Tagsüber kann man in die weite, wie ausgestorben daliegende französische Landschaft blicken; stundenlang und doch kann man kein lebendes Wesen entdecken. Uns gegenüber befinden sich, da die Front einige Kilometer weiter vorn liegt, die nächtlichen Mündungsfeuer bestätigen diese Tatsache, die verschiedensten Kaliber der alliierten Artillerie.

Heute abend hatten wir wieder einmal im Aether die Stimmen der Kameraden auf der deutschen Frontseite gehört. Es ist interessant zu hören, was ein deutscher Stützpunkt alles braucht. Die Meldungen werden alle in Klartext gesendet, da dort alles auf Zeitgewinn arbeitet. Die kampfeisere Stimme des Funkers, die für seine Mannschaft heute dringend Verstärkung verlangt hat, da um diesen Stützpunkt gekämpft wird; oder die deutsche Bodenstation, die einem Flugzeug Anweisungen gab, alles hört man. Aber auch die Stimmen der alliierten Funker vernehmen wir. Auch sie übermitteln Anweisungen für ihre Truppen. Kampferprobte Stimmen in vielen Sprachen kreuzen sich hier auf den verschiedenen Wellenlängen. An diesen Fronten wird immer gekämpft. Da haben die Funker immer Arbeit. Auch wir haben einen regen Betrieb, nur mit dem Unterschied, dass bei uns alles chiffriert wird.

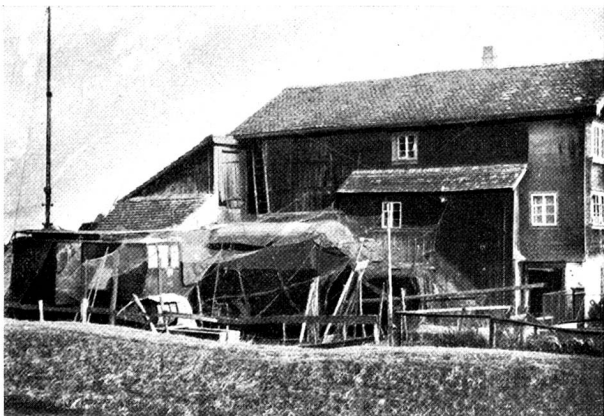
Da inzwischen bald der nächste Aufruf fällig wird, grüsset Euch und wünscht alles Gute  
Euer Sohn Hans

Aus der Arbeit  
der  
Telegraphenkompagnien





# TARNEN..!



... Tarnen! Das war immer die erste Arbeit, wenn eine Funkstation aufgebaut war und in Betrieb genommen wurde. Die kleinen Stationen verschwanden unter einem Apfelbaum und die grössern wurden von den Pionieren mit Tarnnetzen, Kisten, Stangen, Brettern, Bäumen — und vor allem mit unglaublich viel Phantasie und Humor — den unberufenen Augen verborgen. Manchmal war es ein Problem, Camion und Funkwagen unsichtbar werden zu lassen, doch die routinierten Funker vermochten diese Aufgabe immer zu lösen — selbst wenn die Bauern oft missmutig um ihre Gerätschaften bangten.

